



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1891

III. Berlin (1821 - 1823).

urn:nbn:de:hbz:466:1-15159

kein großes Uebel hielt, wofern durch sie nur eine tüchtige Reform erreicht werde¹⁾. Intim wurde sein Umgang indessen weder mit Waldeck noch mit andern Studenten, dagegen unterhielt er eifrigen Briefwechsel mit seinen frühern Freunden.

Die Freude am Studium der Rechtswissenschaften hatte auch hier nur kurzen Bestand; er hörte nur das altdeutsche Collegium, sowie Sartorius' Vorlesungen über deutsche Geschichte regelmäßig, dichtete und feilte aber unermüdlich und brachte auch den „Almanjor“ um ein Stück weiter. Ueber seine sonstigen Liebhabereien gibt das, nach Hessel's Feststellung²⁾ in Göttingen entstandene Gedicht: „Auf den Wällen Salamanca's“ (I, S. 131) genügende Aufklärung.

Bald nahm sein Aufenthalt in der durch ihre „Würste und Universität“ berühmten Stadt ein jähes Ende. Er forderte am 2. December 1820 einen Studenten Namens Wiebel, der ihn schwer beleidigt hatte, auf Pistolen und ward, obgleich das Duell nicht stattfand, am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr von der Universität verwiesen. Seine Abreise konnte er indessen wegen der schon (S. 9) erwähnten häßlichen Krankheit, welche seine Ausstoßung aus der Burschenschaft zur Folge hatte³⁾, erst Ende Februar bewerkstelligen. Er verließ die Stadt mit einem tiefen Haß gegen alles, was mit ihr zusammenhing, namentlich aber gegen die Göttinger Professoren, deren angebliche Geistesarmuth und Gelehrtendünkel er noch häufig geißelte.

III.

Berlin. (1821—1823.)

In Berlin lernte Heine die politischen Zustände Preußens, welche er in Bonn nur wie durch ein Fernglas hatte betrachten können, in der nackten Wirklichkeit kennen. Die politische Verfolgungssucht gegen alle freien Bestrebungen stand in Blüthe. Die Presse, selbst die schönwissenschaftliche, seufzte unter dem Druck einer strengen Censur. Der Buchhandel war durch drückende Bestimmungen eingeengt; die Leihbibliotheken waren gezwungen, ihre Verzeichnisse einzureichen. Wie es den burschenschaftlichen Vereinigungen erging, ist satzjam bekannt. In den Gesellschaften waren politische Gespräche durch stille Verabredung ausgeschlossen, weil keiner dem andern traute und man das dionysische Ohr fürchtete.

Welch ein Geist sich in solcher Zwangslage ausbilden mußte, läßt sich denken: politische Heuchelei und niedrige Kriecherei nach Außen,

¹⁾ Briefe und Gedichte S. 9. — ²⁾ Burschenschaftl. Blätter 1888. Nr. 9, 10.

³⁾ Goedeke III, S. 439.

nach Innen ohnmächtiges Zähneknirschen und giftige Medisance. Die gebildete Bevölkerung suchte in Litteratur, Musik, Theater und rauschender Geselligkeit Unterhaltung, und zerfleischte einander in eng geschlossenen Cliques¹⁾. Ueberall feierte die Mittelmäßigkeit ihre Orgien. Ueber die Bühne schritten nicht mehr die Helden Schiller's, der vor erst sechszehn Jahren gestorben war, sondern die lungenstarken Pygmäen Raupach's und Houwald's; die Oper mit glänzender Ausstattung und magerm Inhalt drängte das Interesse am Schauspiel zurück. Den Büchermarkt versorgten unter Claren's Anführung Talente dritten Ranges, deren Fruchtbarkeit vom Lesehunger des Publicums noch weit übertroffen wurde.

Indessen gab es in der Residenz noch kleine schöngeistige Gemeinden, welche mit dem Alten von Weimar Götzendienst trieben. Der bedeutendste dieser Kreise bildete sich um Rahel, die leidenschaftliche Gemahlin Barnhagen's von Ense; dort fand Heine als Landsmann des Hausherrn — Barnhagen war ebenfalls in Düsseldorf geboren —, gestützt auf gute Empfehlungen, Aufnahme.

Barnhagen, damals den Vierzigen nahe, war ein fein gebildeter Mann, ein eifriger Förderer dichterischer und künstlerischer Bestrebungen und ein geschmackvoller Schriftsteller auf historisch-biographischem Gebiete. Zu seinen Lebzeiten trat er als einer der Zahmen auf. Nach seinem Tode gestatteten seine bündereichen Aufzeichnungen Einblicke in einen Charakter, der dem herrschenden Regime Verbeugungen machte, innerlich aber von ingrimmigem Haß und giftiger Spottlust besetzt war.

Seine Frau, Rahel, von Geburt Jüdin, war eine anmuthige, aber nicht schöne Erscheinung; ihr geistprudelndes, pikantes, aber unklares Wesen fesselte selbst hervorragende Männer. Als Barnhagen sie heirathete (1813), hatte sie ein bewegtes, von fast toll zu nennender Liebesleidenschaft häufig zerrissenes Leben hinter sich. Schmidt-Weißensfels²⁾ sagt in bekannter Manier von ihr: „Als Muster wollen wir diesen Wechsel gewaltiger Herzensstürme nicht aufstellen. Aber Genialitäten wie die Rahel's bilden eben Ausnahmen, und man darf sie nicht mit dem Maßstab der Durchschnitts-Philisterhaftigkeit messen wollen.“

Rahel's Weltanschauung war die freieste. Sie betrachtete den Menschen lediglich als ein Naturproduct. „In der sittlichen Welt ließ sie allein die Willkür des persönlichen Gefühls gelten. . . . Vaterland und Kirche, Ehre und Eigenthum, alles erlag ihrer zersezenden Kritik“³⁾. Sie schwärmte für die Emancipation der Frauen im weitesten Sinne. Daß bei Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft der Zwang der Ehe auf-

¹⁾ Treitschke III, S. 431. — ²⁾ Gartenlaube 1878, S. 48. — ³⁾ Treitschke IV, S. 428.

gehoben werden müsse, war für sie selbstverständlich; wir finden dies Streben bei solchem Ideengang immer wieder. Wie Rahel, so dachte im Wesentlichen auch ihre Gesellschaft. Durfte es doch Heine wagen, Friederike Robert, der schönen Frau von Rahel's Bruder, und Rahel selbst am 22. December 1829 sein höchst unsauberes Buch über Platen zu senden. Männer wie Chamisso, Fouqué und Willibald Alexis (Häring), mit denen Heine dort bekannt wurde, müssen wir natürlich ausnehmen, während der Philosoph Schleiermacher, der Verfasser der berühmten Briefe über Friedrich Schlegel's noch berühmtere „Lucinde“, an Frau Rahel's kühnem Weltssystem gewiß mitzuarbeiten bereit war.

Ein anderer Kreis schöngeistiger Personen, in welchem Heine Zutritt fand, versammelte sich in dem Hause der Frau von Hohenhausen. Hier lag man vor dem „Dichter des Welt Schmerzes“, Byron, wie Rahel und ihre Jünger vor dem „Gott“ in Weimar, auf den Knien. Hier traf Heine neben dem Dichter Gotthilf August von Maltitz und dem Maler Wilhelm Hensel — dem Bruder der Dichterin Louise Hensel — einige bedeutende Männer jüdischer Abstammung, wie den Rechtsgelehrten Gans und den Philosophen Bendavid.

Bei Rahel und Barnhagen fühlte sich Heine am meisten heimisch; beide nahmen sich des jungen Mannes, der, wie sie, gern bereit war, den philiströsen und „große Geister“ beengenden Verhältnissen den Krieg zu erklären, freundlich an und übten auf die Entwicklung seiner Weltanschauung bedeutenden Einfluß aus. Auch machten sie ihn mit einflussreichen Männern bekannt und förderten ihn in seinen dichterischen Arbeiten. Besonders werthvoll für Heine ward die Bekanntschaft mit dem Herausgeber der angesehenen Zeitschrift „Der Gesellschafter“, J. W. Gubitz, welcher dem jungen Dichter in liebenswürdiger Weise entgegenkam und gern seine Zeitschrift zur Wiege der Heine'schen Gedichte machte.

Ueber die Rolle, welche Heine in jenen Kreisen spielte, gehen die Ansichten weit auseinander. Die Prinzessin della Rocca, welche ihren Dunkel in kindlicher Naivetät verehrt, schreibt mit offener „poetischer Freiheit“¹⁾: „Seine satirische Art, zu plaudern, seine ironischen Bemerkungen machten ihn zum Mittelpunkte der Gesellschaft.“ Strodtmann ist bei weitem nicht so enthusiastisch. Ein Mitglied der Barnhagen'schen Tafelrunde berichtet in Westermann's Monatsheften²⁾: „Heine war in unserm Kreise einer der Jüngsten, jedoch ohne jugendliche Heiterkeit und Frische. Ein körperlich frühverwelkter³⁾, geistig blasirter Jüngling, galt von ihm, daß er weniger durch eigenen Witz, als vielmehr Andern zur

¹⁾ Erinnerungen S. 63. — ²⁾ Bd. 5, S. 261.

³⁾ Gubitz (II, 261) bestätigt, daß dem abgemagerten Gesicht Heine's die Spuren frühzeitiger Genüsse nicht mangelten.

Zielscheibe des ihrigen dienend, zur Erheiterung beitrage; namentlich verfolgte ihn Eduard Gans mit schneidendem Hohn und erlaubte sich mit Heine's Eitelkeit und Lüsterheit manch' kühnen Scherz. Sein Benehmen in Gesellschaft war meist stumm, zurückgezogen und ironisch beobachtend, um sodann plötzlich durch dazwischen geworfene Witzworte und Bemerkungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und womöglich eine gewaltige Aufregung in der Gesellschaft zu verursachen. Die Versuchung hierzu übte einen unwiderstehlichen Nizel auf ihn aus, und er erlag ihr ohne Scheu und Rücksicht. Seine hohe dichterische Begabung wurde schon damals in unserm Kreise anerkannt, obgleich es nicht an Stimmen fehlte, welche über den Werth der Früchte seines Genius bei einem gewissen Mangel an sittlicher Haltung und Würde Bedenken äußerten."

Heine war indessen weit davon entfernt, nur in solchen geschmackvoll ästhetischen Kreisen sich zu bewegen. Er durchschwärmte¹⁾, seinen Hamburger Gewohnheiten getreu, häufig die Nächte auf den Redouten des Opernhauses, wo die „Priesterinnen der ordinairn Venus“, so sagt er selbst in den Berliner Briefen, „Erwerbs-Intriguen anknüpften“, oder in einer Gemeinschaft toller Gesellen, die allabendlich im alten Casino in der Behrenstraße oder in der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener zusammenkamen. Der Ausgelassenste von allen war Grabbe, damals noch Student, dessen cynischer Humor oft genug an Verrücktheit grenzte. Bei den Zusammenkünften dieser jungen Stürmer und Dränger ging es sauber zu. „Da wurden,“ erzählt Ziegler in seinem „Leben Grabbe's“²⁾, „kleine (!) litterarische Bosheiten ausgeheckt; heute ward für die Juden geschrieben, morgen wurde ein eiteler jüdischer Componist im Scherz mit einer scharfen Kritik bedroht und gab im Ernst einige Louis her, die man in wilder Lust verjubilte. Ein Mal, in einer kagenjämmerlich trüben Stimmung, fiel es sogar mehreren Mitgliedern der Gesellschaft ein, fromm und katholisch werden zu wollen, und in launigem Uebermuth ward ein Schreiben an Adam Müller abgefaßt, der indeß nicht darauf antwortete. Eine hübsche Brünette bereitete und credenzte den Punsch und wurde belohnt mit Gedichten und Küßsen.“

In dieser Umgebung vervollkommnete Heine sich in der „Kunst“, die heiligsten Ueberzeugungen in saftigen Wizen zu verhöhnen, die geschlechtlichen Beziehungen zur Zielscheibe cynischer Beobachtungen und Betrachtungen zu machen. Hier traf er die Gesellschaft, deren Mitglieder sich nach seinem eigenen Ausdruck nur verstehen konnten, wenn sie im Noth sich zusammenfanden.

¹⁾ Strodtmann I, S. 169. — ²⁾ S. 48.

Uebrigens wurde Heine auch hier nicht geschont; namentlich traf ihn der angriffslustige Grabbe häufig mit seinen grotesken Witz. Gewiß wird Heine ihm gedient haben, vielleicht mit denselben Waffen, denn Grabbe behauptete¹⁾, er sei nicht ohne Einfluß auf Heine's witzige Manier geblieben.

Endlich kam Heine in Berlin auch mit wissenschaftlichen jüdischen Kreisen in Berührung. Die Juden, namentlich die Berliner, befanden sich in jener Zeit in einem Zustande der Gährung. Die gebildeten Israeliten neigten zum Indifferentismus, ja, manche hervorragende Persönlichkeit trat zum christlichen Glauben über, was einem Gegner des Christenthums, wie Heine es geworden war, sehr mißfiel. Die Juden des mittlern Standes — von den Angehörigen des untern ganz abgesehen — hielten sich auf einer Bildungsstufe, welche sie vom geselligen Verkehr in höhern Kreisen ausschließen mußte. Männer wie Gans, Bendauid, Junz u. A. suchten nun eine Reform des Judenthums anzubahnen, es den Anforderungen der Zeit entsprechend umzugestalten und zu erheben, sowie die jüdische Religion vernunftmäßig auszubauen. Sie zogen auch Heine in die Bewegung, und er wohnte den Sitzungen eines zu diesem Zweck von Gans und Junz gebildeten Vereins häufig bei, ohne sich tiefer in die Sache einzulassen. Die religiöse Seite der Bewegung interessirte ihn nicht allein nicht, er verabscheute sie sogar. (Brief an Moser vom 23. August 1823.) Er wollte lediglich helfen, die sociale Stellung der Juden zu verbessern, da der Erfolg dieser Bestrebungen auch ihm zu Gute kommen mußte. Und er hatte ihn nöthig, da ihm als Juden die Bekleidung vieler Stellen verjagt war. Die 1823 erfolgte Aufhebung des Edicts vom 11. März 1812, welches den Juden eine gewisse Gleichberechtigung versprach, zerstörte seine Zukunftspläne und erfüllte ihn wie andere seiner Glaubensgenossen mit Haß gegen den Staat, in welchem er lebte. „Alles, was deutsch ist,“ schreibt er an Sethe, „ist mir zuwider. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mir die Ohren.“

In gleichem Maße wuchs sein Haß gegen die christliche Religion, deren Befürworter in socialer Beziehung bevorrechtet waren. Einen schlagenden Beweis, wie sehr in dieser Hinsicht der Verkehr mit den Reformjuden und die Aufhebung des Edicts auf ihn wirkte, haben wir in seinem Briefe an Wohlwill vom 1. April 1823. Er äußert sich dort über die jüdische Bewegung in hoffnungsloser Weise und fügt die rohen Sätze hinzu: „Der endliche Sturz des Christenthums wird mir täglich einleuchtender. Es gibt schmutzige Ideenfamilien, welche in den

¹⁾ Ziegler, S. 49.

Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Vertritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendlang riechbar ist. Eine solche ist das Christenthum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet.“

Die Reform-Juden, namentlich Gans, ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie, wiesen Heine auf Hegel, die Berliner Pythia, deren Collegien er denn auch neben einigen andern über Sprachwissenschaft, Naturrecht und Staatswissenschaft eifrig besuchte. Heine rühmt sich, dem damals hoch angesehenen Philosophen nahe getreten zu sein. Er hielt ihn in jener Zeit für den größten seiner Kunst und schwor auf sein Wort wie so viele Andere. Aus mehrfachen Anzeichen dürfen wir indessen schließen, daß Heine von dem Hegel'schen System nur wenig verstanden hat. Lassalle, der Hegelianer strengster Observanz war, äußerte, Heine habe ihm bekannt, daß er von der Hegel'schen Philosophie wenig begreife, dennoch sei er überzeugt gewesen, daß diese Lehre den wahren geistigen Culminationspunkt der Zeit bilde. Worin dieser nach Heine's Meinung bestand, geht uns aus seinen „Geständnissen“ (VI. S. 48) hervor, wo er sagt: „Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. . . . War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß.“

Von Freunden Heine's ist hier noch der schöne junge polnische Graf Eugen v. Breza zu erwähnen, dem Heine sehr zugethan war; er erklärte ihn für den einzigen Menschen, mit welchem sich umgehen lasse. Die Sommerferien des Jahres 1822 brachte er auf Breza's Einladung auf dessen Gütern in Polen zu. Die Frucht dieses Aufenthalts war die Schrift über Polen, welche im Januar 1823 im „Gesellschafter“ zum Abdruck gelangte.

Je länger er indessen in Berlin verweilte, desto mehr verringerte sich sein Kreis von vertrauten Freunden. Sein nervöses Leiden, namentlich sein beständiger Kopfschmerz, wurde immer quälender. Sturzäder brachten ihm nur wenig Linderung. Langsam entwickelte sich der Wahn, überall verfolgt zu werden, ein Wahn, der sich steigerte, als er anfing, durch Offenbarung seiner politischen Ansichten Aufmerksamkeit zu erregen. Am 14. April 1822 schreibt er an Sethe: „Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume sehe ich meine sogenannten

Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleitropfen in's Gehirn rinnen. Des Tages verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall höre ich meinen Namen und hintendrein ein höhnisches Gelächter." Dieselben Klagen äußert er gegen Immermann am 24. December 1822. Am 21. Januar des folgenden Jahres meint er sogar, es habe sich eine Societät gebildet, die systematisch durch schändliche Gerüchte und öffentliche Rothberufung ihn in Harnisch zu bringen suche. Dieselbe Furcht, verbunden mit wildem Trotz, spricht aus den Sonetten an Sethe.

Ganz ohne Hintergrund war dieser Verfolgungswahn nicht. Sein beißender Wig verwundete häufig selbst Personen, die ihm günstig gesinnt waren. An seinen Liebesgram glaubten nur die Wenigen, die ihn näher kannten, und seine Lüsternheit wurde zum Gegenstand des Gespöttes. Nicht minder seine Eitelkeit, welche nach glaubwürdigen Berichten einen so hohen Grad erreichte, daß er stundenlang „Unter den Linden“ auf und ab ging, in der Meinung, alle Leute flüsteren sich zu: „Das ist der Dichter Heine“¹⁾.

Der Eifer, mit welchem er für seinen Freund Immermann die Reclametrommel schlug, ward ihm von eifersüchtigen Berliner Schriftstellern sehr verdacht und veranlaßte folgendes Inserat im „Freimüthigen“ (vom 18. Januar 1823): „Der rheinische Künstler, Herr Heinrich Heine, der aus allzu großer Bescheidenheit mit seinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von seinen Verehrern dringendst ersucht, sie durch minutiös-plastische Darstellungen aus Immermann's »Edwin« zu erfreuen.“ Das Inserat hat, was noch von keinem Heine-Forscher hervorgehoben ist, einen sehr starken Beigeschmack. Junfer Dunst in genanntem Drama ist genau die Person, als welche Heine in gewissen Kreisen Berlin's verschrien war. Er ist stark sinnlich, prahlt gern und heuchelt beständige Melancholie. „Euere Lungen,“ sagt Cumer zu ihm, „waren schwach geworden vom Seufzen, und Euere Augen entzündet von Thränen; ich aber habe oft die Zwiebel gesehen, die ihr verstopfen in's Schnupftuch wickeltet.“

Seine Schriftstellerei vermehrte die Gegnerschaft. Vom 26. Januar bis zum 19. Juli 1822 erschienen von ihm in dem Kunst- und Wissenschafts-Blatt des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers „Briefe aus Berlin“. An den Brief erinnernd, welchen Jost v. Sichenwehen in Brentano's Godwi aus der Residenz schreibt, suchen sie in buntestem Durcheinander und leichtem Plauderton ein Bild Berliner Lebens zu geben, welches wohl von der scharfen Beobachtungsgabe Heine's, nicht aber von seinem

¹⁾ Karpeles S. 11.

Talent, mit blendenden Lichteffecten zu arbeiten, Zeugniß gibt. Seine glänzende Darstellungsgabe, die Kunst, mit packenden Gegensätzen zu spielen, liegt hier noch in den Windeln. Indessen lenkten die Briefe rasch die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, der mit fecker Hand persönliche Hiebe austheilte, ungenirt sich über Börsianer, Aristokraten, „teutsche Sünnglinge“ lustig machte und selbst dem Berliner Localpatriotismus einige unangenehme Wahrheiten sagte. Ein Baron v. Schilling fühlte sich durch eine Stelle beleidigt und ließ Heine eine Forderung zugehen. Dieser gab, um das Duell zu vermeiden, am 3. Mai 1822 im „Gesellschafter“ (VII, S. 524) eine Erklärung, daß ein Mißverständniß vorliege, welches durch ungeschickte Streichungen in seinem Manuscript hervorgerufen sei. In der Befürchtung aber, diese Erklärung werde auf seinen Muth einen Schatten werfen, veranlaßte er bald darauf Gubitz¹⁾, ein von Lehmann unter dem Falschnamen H. Anselmi verfaßtes Gedicht, welches dem Verfasser der „Briefe aus Berlin“ hohes Lob spendete, am 29. desselben Monats in den „Gesellschafter“ aufzunehmen.

Auch sein kleines Schriftchen über Polen zog ihm Anfeindungen zu, obgleich er Licht und Schatten im polnischen Nationalcharakter gleichmäßig hervorzuheben sucht. Von den polnischen Juden spricht er in den stärksten Ausdrücken; sie erfüllen ihn mit Ekel und Mitleid, doch gesteht er ihnen vor manchem reinlichern und gebildeteren deutschen Juden große Vorzüge zu (VII, S. 195). Das flott geschriebene, mit manchem guten Gedanken durchsetzte Schriftchen gibt uns einige Aufklärung über Heine's politische Gesinnungen in der damaligen Zeit. Von neuem documentirt es seinen Haß gegen den Adel. Die Washington'sche Freiheit ist ihm die göttliche; er schwört aber auch auf den Glaubensartikel, daß man sich nur vor dem Könige beugen solle (VII, S. 191). Die Idee der Nationalität verwirft er und meint, jedes Volk müsse den Todeskampf der polnischen Nationalität durchmachen, „damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe“ (VII, S. 199). So bezeichnet das „Kind der französischen Philosophie“ nämlich die von Lessing, Herder, Schiller „ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristenthum!“

Heine dichtete in Berlin eifrig und veröffentlichte von Mai 1821 ab viele seiner Gedichte im „Gesellschafter“. Für eine Buchausgabe derselben fand er keinen Verleger, bis sich auf Gubitz' Empfehlung die Meurer'sche Buchhandlung zur Uebernahme entschloß. Das Bändchen, Traumbilder, Lieder, Romanzen und Sonette enthaltend, erschien mit

¹⁾ Dessen Erinnerungen II, 274.

der Jahreszahl 1822 Ende 1821. Als Honorar erhielt der Verfasser vierzig Frei-Exemplare.

Die Gedichte wurden mit Beifall aufgenommen und anerkennend besprochen. Barnhagen lobte im „Gesellschafter“ ihre Selbständigkeit und ihr tiefes Gefühl; Immermann hob im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger ihre Lebensfrische hervor, welcher man anmerke, daß der Dichter alles selbst erlebt habe. Den unbedingten Lobrednern trat in demselben Journal indessen ein Kritiker scharf entgegen, der Heine's großes Talent unbedingt anerkennt, aber seine ganze Weltanschauung verwirft.

Um den Erfolg der ersten Sammlung Heine'scher Gedichte begreifen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß sie einen neuen Ton anschlugen, sowohl gegenüber der verwässerten Lyrik wie den besten Vertretern der Romantik. Sänger wie Uhland, Eichendorff, Wilhelm Müller trugen zwar in die Poesie ihre eigene Subjectivität, aber sie versteckten sich gern unter dem Mantel des Hirten, der Blause des Wanderburschen und dem Schnürröck des Reitersmannes. Der Gehalt ihrer Lieder war ein gesundes Empfinden und sittlicher Ernst; die Aeußerungen ihrer Gefühle waren weit entfernt von wilder Leidenschaftlichkeit. Ihr Liebesleid offenbarten sie wohl in süßen Liederchen, aber sein krankes Herz hatte eigentlich noch Keiner von ihnen besungen, und fühlten sie sich abgestoßen vom rauhen Hauch der Welt, so flüchteten sie an den „Busen der Natur“. Brentano trat schon locker auf. In Heine's Liedern aber zog der Dichter mit kühner Hand den Vorhang, mit welchem Jene die mächtigen Bewegungen des Herzens verdeckten, hinweg und stellte seine leidenschaftlich erregte, zerrissene, von Zweifel an Gott und Welt angefressene Seele auf das Podium der Deffentlichkeit. Mit einem auf die Spitze getriebenen Egoismus bespiegelte er sich selbst und forderte vom Publicum lebhaftere Theilnahme für den Ausdruck seines Schmerzes. Ueberall in den „Traumbildern“ die Spuren der Romantik zeigend, bewies er zugleich, daß er neuen Inhalt in die alten Formen zu gießen gedenke. Er benutzte die traumhafte Scenerie, um seinem durchaus modernen Fühlen einen wirkungsvollen Hintergrund zu geben; er arbeitete mit dem Gespenster- und Mondschein-Apparat der romantischen Dichter, aber er haßte alle Verschwommenheit und gab den Nebelgestalten Arnim's, Fouqué's, Hoffmann's scharfe Umrisse und plastische Formen; eben so fern lag ihm die religiöse Schwärmerei, welcher auch die nicht kirchlich gesinnten romantischen Dichter huldigten.

Sein Schmerz um die Geliebte war ihm der höchste und einzige Gegenstand der Betrachtung. Ihr Bild steht stets vor seinen Augen, sie erscheint ihm im Traume, er will sie umfassen, aber sie entschwebt ihm. Mit wollüstigem Behagen versenkt er sich in die Schreckbilder des Todes

und der Geisterwelt. Er sieht im Traume die schöne Maid, die ihm sein Todtenkleid wäscht, ihm einen Eichenstamm zum Sarge behaut und ihm ein Grab schaufelt (Traumbilder II). Er sieht die Geliebte als Braut eines Andern am Altare und hört, wie tausend Teufel zum „Ja“ des Paares „Amen“ rufen (IV). Oder er muß Zeuge sein, wie seine Geliebte beim Hochzeitschmause sein eigenes Blut trinkt, und wie der Bräutigam ihm in das Herz schneidet (V). Er träumt, daß er seinem Lieb für eine einzige Nacht seiner Seele Seligkeit gegeben (VI); wie blasse Larven ihn umgrinsen, lüsterne Pfaffen mit Nonnen tanzen, während der Teufel ihn mit seinem Liebchen traut (VII). Gluthvoll bricht seine Sinnlichkeit hervor, welche sich allerdings noch mit dem Mäntelchen der Liebe umkleidet. Flammen, Gluthen, „wildes Liebesglüh'n“ wogen in seinem Herzen; sein „tolles Blut kocht und schäumt und gährt“; „schauernde Lust“ durchdringt ihn, und sein Herz „schwimmt in einem Freudensee“. Sein Haß gegen das Christenthum zuckt hin und wieder wie ein Blitzstrahl aus den Wolken seiner Leidenschaft hervor. Sein Radicalismus sieht mit Entzücken, daß man jetzt das Fegfeuer statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettler-Gebein in Gluth versetzt (VII).

Den wüsten Inhalt seiner Traumbilder verstärkt er durch grelle Farbengebung. Er liebt die Grabesnacht, wo gräulich-schwarze Koboldhaufen (VI) und blutfinstere Gesellen (VII) gellendes Hohngelächter ausstoßen, und der kalte Tod seine Klüße austheilt (V); er liebt den Kirchhof (VIII), wo schauernde Lüfte ihn umwehen, blasse Larven, schwarze Schlingel in Feuerlivrei, Zappelbein-Leutchen im Galgenornat und Besenstielmütterchen mit tollem Rippengeklapper ihn umrasen.

Aber diese Schreckbilder sind ihm nur phantastische Arabesken um das Bild der Geliebten; Traumbilder, Lieder und Romanzen dienen ihm nur als Mittel, einerseits das Bild der Holden zu verklären, anderseits seiner Klage und seinem hoffnungslosen Schmerz über ihre Untreue Ausdruck zu geben. Sie ist ihm verloren für ewig; sie folgte einem fremden Manne als Braut, sie, die ihm Liebe heuchelte und, wie des Stromes Bild (Lieder Nr. 7), unter gleißender Oberfläche Tod und Nacht verbarg. Wahnsinn wühlt in seinen Sinnen, und sein Herz ist krank und wund. Er fühlt, wie in seinem Innern der Zimmermann den Todtenschrein für ihn herrichtet, und er bittet ihn, sich zu beeilen, da er nur im Grabe Ruhe finde (Lieder Nr. 4). Er wünscht, seine schöne treulose Herzenskönigin nie gesehen zu haben (Lieder Nr. 5); aber er grollt ihr nicht, und wenn sein Herz auch brechen sollte (jetzt Lyr. Int. Nr. 18), denn er weiß, daß gleiches Glend sie mit ihm verbindet (jetzt Lyr. Int. Nr. 19). Er möchte nur ein stilles Leben führen, da, wo ihr Odem weht (Lieder Nr. 5), und sein Büchlein soll ein Todtenschrein für seine

Lieder werden, in welchen er auch seine Liebe legt (Lieder Nr. 9). Er will nicht, daß die Geliebte ihn beklagt; sein Schmerzensleben erscheint ihm beneidenswerth, da er sie im Herzen tragen durfte (Bd. II, S. 6).

Dabei verliert er aber nie das Selbstbewußtsein, und er gefällt sich in eiteler Selbstbespiegelung. Er ist der bleiche Knabe, dem Schmerzen und Leiden auf's Gesicht geschrieben stehen, der Allen weh thut, die ihn sehen (Romanze Nr. 1); er ist Peter, der still und stumm und blaß wie Kreide umherschleicht (Nr. 4); er ist der bleiche Heinrich, bei dessen Anblick es schön Hedwig wie mit Liebesweh ergreift (Nr. 12); er ist jetzt ein bleicher Mann, der einst ein lachend munterer Knabe war, und seine Lieder sind rothe und bleiche Blumen, welche aus blutenden Herzenswunden (Bd. II, S. 4) hervorgeblüht sind.

Die Tendenz der Traumbilder und Lieder finden wir auch in jenen Romanzen wieder, in welchen er nicht selbst der Held ist. Der Ritter sendet seinen Knecht aus, damit er erkunde, welche von König Duncan's Töchtern sich vermähle; wenn es die Blonde sei, so solle er ihm einen Strick mitbringen (Nr. 7); Herr Ulrich leidet unter der Untreue eines schönen Mägdeleins (Nr. 15), und ein anderer Ritter reitet in traurig-stillem Trab dem Grabe entgegen, wo allein er Ruhe finden wird (Nr. 2); zwei Brüder tödten sich einer Dame wegen (Nr. 3), und Don Ramiro stirbt aus Gram, weil seine Geliebte Clara einem Andern zum Altare folgt (Nr. 9).

Es ist eine wahre Erquickung, daß der Dichter in zahlreichen Sonetten mit mannhaften Worten die Klage des getäuschten Liebhabers unterbricht. Allerdings artet die Mannhaftigkeit nicht selten in Renommisterei aus; wer zu so furchtbaren Keulen greift, um Pygmäen todtszuschlagen, will am Ende nur zeigen, was für ein Kerl er ist. Aber die meisten Sonette, namentlich die an seine Mutter gerichteten, sprechen uns an; von den neun Sethe gewidmeten sind einige sogar bedeutend zu nennen. In ihnen allen lebt der Geist der „Reisebilder“; aber hier kämpft der Dichter gegen den Zwang des Conventionellen mit den Waffen eines Herkules; in den „Reisebildern“ greift er zu den vergifteten Pfeilen des Spottes; in den Gedichten steht Heine noch mitten in der Empfindung, die ihn oft genug bemeistert; in den „Reisebildern“ steht er über ihr, um mit ihr zu spielen.

Das ist überhaupt der Eindruck, welchen die erste Sammlung hervorruft: der Dichter ist noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Kraft gelangt. Er verräth ein starkes Talent, aber er kann den Strom der Gefühle noch nicht künstlerisch eindämmen und sich noch nicht los machen von dem Einfluß seiner Jugendlectüre. In den „Traumbildern“ zeigen sich neben andern deutlich die Reminiscenzen der Lectüre Bürger'scher

Gedichte. „Es ist nicht nur dasselbe Versmaß,“ sagt ein genauer Kenner Heine'scher Poesie, Karl Hessel¹⁾, „sondern auch inhaltlich ganz dieselbe tolle Jagd, das Gespenstertreiben, das spukhafte, bis in's Einzelne geschilderte Gefindel, derselbe Bänkelsängerton, der in eilenden Anapästten das Grausige so übergrausig darzustellen sucht, daß es geradezu in's Gegentheil umschlägt und als Carricatur komisch wirkt, auch dieselbe brennende, völlig sinnliche Liebesgluth.“

Aber ungleich größer ist der Einfluß der „Elixire des Teufels“ von E. Th. A. Hoffmann gewesen, welche 1815 erschienen und großes Aufsehen erregten. Der Raum und andere Rücksichten verbieten uns, auf mehr als eine Stelle aufmerksam zu machen. Den Stoff sowie Einzelheiten zu seinem sechsten und siebenten Traumbild, von denen Elster meint, daß sie auf Josepha bezüglich seien, hat Heine aus den „Elixiren“ entnommen. Heine beschreibt, wie unter dem Zusammenströmen des seltsamsten Gespenstergesindels der Teufel ihn mit der Geliebten traut (VII) und wie die Geliebte, als sie ihm im Arm ruht, ihm von den Teufeln entrisen wird (VI). Medardus träumt, wie er inmitten eben solcher Gesellschaft die Geliebte umschlingt; da trennt sie der Teufel²⁾. Medardus sieht Köpfe mit Heuschreckenbeinen, Heine „Eulengesichter mit Heuschreckengebein“; der Teufel kommt zu Heine in Drachengespann, zu Medardus auf einem geflügelten Wurm; bei Heine erschallt zu dem Hexensabbath der „Verdammnißwalzer“; bei Medardus spielt ein Concertmeister einen Walzer zu dem Gespenstertanz; auch die Bezeichnung der Musiker als „winddürre“ bei Heine ist von Hoffmann entlehnt.

Auf die leidvolle Stimmung der ganzen Sammlung, auf die Liebäugelei mit Entsagung, Tod und Grab aber hatte Uhland's gemüthvolle Lyrik (Einfluß³⁾), welche den Gedanken ewigen Vergessens ebenfalls gern behandelt. Die den Traumbildern folgenden Lieder hätten ihre einfache und wohl-lautende Form wohl jetzt noch nicht erhalten, wenn nicht Uhland ein Lieblingsdichter des jungen Heine gewesen wäre.

So finden wir in den Gedichten zwei Strömungen: die wild-sinnliche und phantastische wird von einer sanftern abgelöst. Dort grelle Gegensätze, abgeschmackte Uebertreibungen, mit dick aufgetragenen Farben, hier weiches Colorit und einschmeichelnde Melodie. Während von den Traumbildern und Romanzen uns nur wenige, wie „der arme Peter“, „die Grenadiere“, „Belsazar“, zu fesseln vermögen, bringen mehrere Lieder eine anmuthige Stimmung in formvollendeter Weise zum Ausdruck und lassen den künftigen Meister ahnen. Aber auch dort, wo der Dichter

¹⁾ Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, S. 52. Vgl. auch desselben Aufsatz in der Köln. Ztg. 1887, Nr. 146 I.

²⁾ S. 229. — ³⁾ Vgl. das Citat S. 10.

uns abstößt durch ungesundes Empfinden und geschmacklose Form, zeigen höchst glückliche Wendungen, treffende Bilder und packende Bezeichnungen den originellen Kopf.

Dabei steht ihm ein großer Wortschatz zur Verfügung, den er durch eigene — allerdings nicht immer glückliche — Erfindung zu vermehren sucht. Mit richtigem Tact hält er sich von schwierigen fremden Versmaßen fern, und verwendet Jambus, Trochäus und Anapäst, häufig Jambus mit Anapästen vermischt. Der Bau der Jamben- und Trochäen-Strophe bekundet bereits große Gewandtheit, häufig vollendete Virtuosität. Dagegen steht die Verwendung falscher Reime völlig im Verhältniß zu den zahllosen falschen Reimen seiner Gedichte überhaupt.

Die wohlwollende Aufnahme seiner ersten Gedichte ermutigte Heine, die Silberader seines Liebesschmerzes noch weiter auszubeuten. Er hatte den Geschmack der wankelmüthigen Menge, den Hut, unter welchem Tausende sich vereinigen ließen, gefunden. In den Stunden, in welchen die Erinnerung an seine jungen Leiden aus dem Wirbel seiner Zerstörungen emportauchte, warf er ein Lied um das andere auf das Papier, jedes nur wenige Strophen lang, leicht und gefällig gebaut und fast immer das gleiche Versmaß zeigend. Wenn die Stimmung verflogen war, begann er daran mit seiner Berechnung der zu erzielenden Wirkung unermüdlich zu feilen. Dasselbe Wort ward fünf, sechs Mal durch ein anderes ersetzt, diese Zeile völlig umgestaltet, jene an eine andere Stelle gebracht. Aber während er emsig an seinen Diamanten schloß, kam ihm der mephistofelische Gedanke, wie lustig es doch sei, daß die Lesewelt diese kleinen Dingerchen für baare Münze nehme, daß manch' gefühlvolles Herz sich durch sie zu Thränen rühren lasse. Da hing er denn an manches schöne Gedicht ein paar Zeilen, in denen er die eigene Empfindung und die beim Leser geweckte verhöhnte oder ironisirte. Er vermochte sich einer Gefühlschwärmerei recht wohl hinzugeben, aber nur vorübergehend. Die Schärfe seines Verstandes, die übermächtige Neigung zum Spott, drängten ihn bald wieder, sich selbst und seine dichterischen Producte unter die kritische Loupe zu nehmen. So machte seine zweite Natur, die allmählig seine eigenste wurde, sich in den ironischen Schlußzeilen Luft. „Ich habe,“ äußerte er zu Fanny Lewald¹⁾, „alle solche grellen Dissonanzen mit entschieden oppositionellem Bewußtsein gegen die weichliche Gefühlsjeligkeit der Schwaben und Consorten gemacht.“ Dieser Gefühlsjeligkeit unterlag er aber selbst, und noch häufiger versetzte er sich in sie hinein, um dann sich selbst an den Haaren herauszureißen.

Gleichzeitig suchte er nach Mitteln, um das Publicum noch stärker

¹⁾ Westermann Bd. 62, S. 101.

zu fassen. Gubitz¹⁾ gegenüber hat er das Geständniß abgelegt: „Bei den Deutschen wird man leichter vergessen, als berühmt; jetzt zumal; sie haben in Gefühlswonne so geschwelgt, daß zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläßlich sind, ganz so, wie Kirmeslust ihnen erst vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktirt.“ Sein Schemelbein war die Sinnlichkeit, welche in seinem „lyrischen Intermezzo“ (Frühjahr 1823) noch unverhüllter hervortritt, als in den „Traumbildern“, und den künftigen Sängern feiler Dirnen prophezeit.

Das „lyrische Intermezzo“ umfaßte 66 (jetzt 65) Lieder, welche wir, von einigen den Zusammenhang unterbrechenden Liedern abgesehen, als ein geordnetes Ganzes, als ein psychologisch sich entwickelndes Herzenserlebnis betrachten können. In der ersten Abtheilung (bis zum zwölften Liede) singt er das Lob der Geliebten. Von ihr allein, von ihrem Angesicht lernte er die Sprache der Liebe (Nr. 8); ihr will er seine Thränen und Lieder weihen (2); seine Seele möchte er tauchen in den Kelch der Lilie, und diese soll hauchen ein Lied von der Liebsten (7). Sie ist ihm aller Schönheit Inbegriff, sie gleicht genau einem holdseligen Bildniß unserer lieben Frau, das der Dichter im Dom im alten heiligen Köln sah (11). Er vergleicht sich mit dem Mond, welcher auf die liebeduftende Lotosblume herabblückt, ohne sie erreichen zu können (10). Wenn er der Geliebten in die Augen schaut, schwindet all' sein Weh (4), und in ihren Armen stirbt er vor Liebessehnen (6). Aber in seine Seligkeit mischt sich auch bange Ahnung des nahenden Verlustes. Wenn sie sagt: ich liebe dich, so stürzen Thränen aus seinen Augen (4) und er ahnt ihren frühen Tod (5). Am liebsten möchte er sie auf den Flügeln des Gefanges nach den Ufern des Ganges tragen und dort in rothblühendem Garten mit ihr träumen den seligsten Traum (9).

Die zweite Abtheilung (Lied 12—16) enthüllt uns, daß sein Liebchen bedenkliche Eigenschaften besitzt. Er weiß, daß sie ihn nicht liebt (12), daß ihre frommen Augen ihn betrügen (16), er ist aber zufrieden, wenn sie ihm den Mund zum Kusse reicht (12), denn ihren Küssen glaubt er mehr, als ihren Worten (13). Er lacht der Welt, die in richtiger Erkenntniß behauptet, seine Geliebte habe keinen guten Charakter; er weiß, wie süß ihre Küsse sind (15) usw. Diese Abtheilung, welche Heine später reinigte, zeigt den Kehraus der Kirmeslust. (Vgl. II, S. 9, Nr. 13).

In der dritten ist die Geliebte dem Dichter untreu geworden. (Lied 17—25. Lied 17—19 sind aus der ersten Sammlung der Gedichte eingeschoben.) Die böse Welt hat ihn bei ihr verklagt (24), und sie hat

¹⁾ II, S. 270.

den argen Zungen Glauben geschenkt. Sie reichte einem Andern ihre Hand; beim Hochzeitsreigen ertönen die Klänge lustiger Musik, während die Englein schluchzen und stöhnen (20). (In den „Traumbildern“ rufen dagegen bei der Trauung tausend Teufel: „Amen“.) Alles scheint ihm öd und farblos (23); Niemand kennt seinen Schmerz, wie die Eine, die sein Herz zerrissen (22) und selbst so elend ist (19).

Aus der verzweifelnden Stimmung erwächst in der vierten Abtheilung (26—29) eine bittere Ironie. Er witzelt darüber, daß er und sie so lange Mann und Frau und Versteckens gespielt, daß sie sich jetzt nicht wieder finden könnten (26) und dankt ihr spöttisch, daß sie ihm wenigstens so lange treu geblieben (27). Sie habe den dümmsten der dummen Jungen geheirathet, er selbst habe allerdings den dümmsten der dummen Streiche gemacht, indem er von solchem Liebchen ließ (29). Weil sie „Madam“ geworden, findet er jetzt alles miserabel (28); er glaubt nicht an Gott, nicht an den Himmel, noch an den Teufel, sondern nur an ihr böses Herz und Auge (II, S. 9, Nr. 12).

Diese Stimmung hält jedoch nicht lange Stand und weicht in der fünften Abtheilung (30—40) wieder einer völligen Rührseligkeit. Er vergleicht sich einem Fichtenbaum im Norden, der von einer Palme träumt (33). Er denkt immer an sie; hört er ein Lied, das sie einst ihm sang, so will ihm die Brust zerpringen vor Weh (40); aber weinen kann er nicht (35). Aus seinen großen Schmerzen macht er kleine Lieder, die er ihr sendet, sie aber verschmäht sie (36). Darum will er nichts mehr sehen von der Welt; er will seine Fenster verhängen mit schwarzem Tuch, dann kommt seine Liebe zu ihm aus dem Todtenreich (37). Am liebsten möchte er im Grabe liegen und sich an sein todttes Liebchen schmiegen (32). Aber auch in diese Rührseligkeit drängt sich einmal freche Sinnlichkeit: er wolle nur ihren Leib haben, die Seele möge man begraben. (II, S. 9, Nr. 14).

In der sechsten Abtheilung (41—65) verbinden sich Klagen um das verlorene Lieb mit Erinnerungen und Träumen. Er liebt sie immer noch, obgleich sie ihn nie geliebt und nie gehaßt (47); und wenn die Welt zusammenfiel, so schlägen aus den Trümmern doch seiner Liebe Flammen (44). Böse ist er indessen der Ungetreuen nicht, bitten doch sogar die Blumen, ihre Schwestern, für sie (45). Im Traum erscheint sie ihm, seine alten Wunden brechen auf (64) und Thränen neßen sein Kissen (55). Er schließt mit der Bitte, ihm einen riesengroßen Sarg zu bringen, in dem er seine Liebe und seinen Schmerz niederlegen könne (65).

Der Dichter geht also mit völliger Ausschließlichkeit in seinen wirklichen oder erheuchelten Leiden auf. Er weiß seinem Gegenstande viele

Seiten abzugewinnen, ihn in glänzende, farbenwechselnde Beleuchtung zu rücken; aber die Klippe der Einförmigkeit vermeidet er nicht. Nicht selten ist ein Gedicht leere Spielerei mit schönen Worten, oder der Ausdruck einer ungesunden Gefühlschwärmerei. Scherer hat ganz Recht, wenn er sagt¹⁾: „Selbst in Gedichten von durchweg ernster Haltung bringt Heine starke und übertriebene Wendungen auf eine Weise vor, daß unschuldige Seelen, die sie ernsthaft nehmen, davon nur um so tiefer gerührt werden müssen, daß dem minder Unschuldigen aber ein Seitenblick des Einverständnisses zu sagen scheint: die dummen Gänse glauben mir alles“. Daran wird man lebhaft erinnert, wenn man sieht, wie Heine sich selbst bespiegelt und mit seinem blassen Angesicht coquettirt, wie er es schon früher that. „Es leuchtet meine Liebe in ihrer dunkeln Pracht,“ singt er ganz naiv, und behauptet, daß aus seinen Thränen Blumen hervorsprossen, während seine Seufzer ein Nachtigallenchor werden!

Auch sonst spannt Heine häufig den Ton so hoch, daß er über- schlägt und nun komisch wird. Nehmen wir dazu jene Ausgeburten frecher Lüsterheit und die Lieder, in welchen der Ausdruck durchaus in's Triviale fällt, so bleiben immer noch gegen zwanzig übrig, welche die feinste Empfindung in einschmeichelnder Form beseelt. Wie zart und süß ist nicht: „Dein Angesicht, so lieb und schön;“ wie stimmungsvoll: „Ein Fichtenbaum steht einsam;“ wie rein herausgearbeitet ist Klage und Sehnsucht in: „Manch Bild vergessener Zeiten;“ wie echt empfunden scheint und wie vollendet zum Ausdruck gebracht ist: „Es fällt ein Stern herunter;“ und wie packend ist das düstere Colorit in: „Am Kreuzweg wird begraben!“ Und wie meisterhaft ist das Traumhafte, Sehnsüchtige getroffen in: „Auf Flügeln des Gesanges,“ „Die Lotosblume ängstigt,“ „Mein Liebchen, wir saßen zusammen“ und „Aus alten Märchen winkt es“.

Aber auch von jenen Gedichten, die unter der Decke leichter Ironie eine tiefdunkle Grundfarbe verbergen, sind einige meisterhaft. Jedermann kennt die zum geflügelten Wort gewordene „alte Geschichte“, die immer neu bleibt; die „Thränen und Seufzer,“ die hintennach kamen und das „Versteckenspiel“ mit der Geliebten, bis sie sich nicht wiederfanden. Das sind Meisterstückchen, welche uns in wenigen Zeilen und mit den einfachsten Worten eine ganze Novelle erzählen.

Und noch ein Drittes fesselt uns an einigen Gedichten: die ausgezeichnete Malerei. Der rothblühende Garten am Ganges (Nr. 9), die Geisterinsel (Nr. 42), das Hamburger Straßenbild (Nr. 38) sind Muster dafür und Vorläufer der Schilderungen in der „Harzreise,“ dem „Buch Le Grand“ und der „Heimkehr“.

¹⁾ S. 663.

Heine ist im „lyrischen Intermezzo“ gegen die erste Sammlung um einen großen Schritt weiter gekommen. Die wüsten Traumbilder sind sanftern Vorstellungen gewichen, aber die wilde Begehrlichkeit ist geblieben; das stürmische Wogen der schmerzlichen Gefühle hat sich zur Wehmuth geglättet; aber an Stelle der starken Empfindung ist vielfach Sentimentalität getreten, so daß für ihn genau paßt, was sein Katerliff nicht sein will: (II, S. 325) Ein magenkranker schwindjüchtelnder Poet:

Der Leibschmerz
Vor Rührung kriegt, wenn Nachtigallen trillern,
Der sich aus Seufzern eine Leiter baut.

Des Dichters Auge, das, nur nach Innen schauend, für die Natur geschlossen schien, hat sich für deren Schönheit weit geöffnet. Die Weiden kichern und kosen; die Rosen erzählen sich duftende Märchen in's Ohr; die Lotosblume duftet und zittert vor Liebesweh; die Blumen flüstern und schauen den traurigen Mann mitleidig an; die Nachtigallen würden erquickenden Gesang ertönen lassen, wenn sie wüßten, wie sehr elend er ist; die Bäume sprechen, die Blumen schmachten, von oben aber grüßt der Mond mit ernstem Blick, sprechen die Sterne eine reiche und schöne Sprache, und sie schauen sich an in Liebesweh.

Gewiß arten solche Personifikationen oft in Tändelei aus; aber in den meisten Fällen passen sie durchaus in die Stimmung und geben den Gedichten einen erhöhten Reiz. Auch das Volkslied kennt diesen Zusammenhang von Natur und Empfindung, aber es drückt ihn in ganz anderer Weise aus. Beim Volkslied ist die Stimmung der Natur die Begleitung, beim Heine'schen Liede aber ein Theil des Thema's. Das Volkslied jubelt und singt mit den Vögeln, Heine aber spricht mit ihnen. Er hat den Kunstgriff des Volksliedes sich angeeignet und in ganz modern-sentimentalem Geiste angewandt.

Ebenso entlieh er dem Volksliede die einfache Form, aber auch wieder nur diese. Der Inhalt seiner Gedichte ist durchaus modernes Gefühl; er hat seine Wurzel so tief im Empfindungschatz eines gebildeten, aber frivol denkenden Geistes, daß kein Handwerksbursche und keine Bauerndirne ihn je verstehen würde. Das Volkslied ist naiv, das Heine'sche selbstbewußt; jenes geht im Gefühl auf, dieses kann noch beobachten, wie ihm der Liebeschmerz steht; jenes ist oft derb und sinnlich, dieses hin und wieder von abstoßender Lüftertheit.

Heine gesteht selbst zu, daß er vom Volksliede und namentlich von Wilhelm Müller, der die Volksliedform in glücklicher Weise benutzt, gelernt habe. Karl Hessel hat aus Wilhelm Müller's Gedichten eine ganze Reihe von Wendungen herausgesucht¹⁾, deren Einwirkung gar nicht zu verkennen ist.

¹⁾ Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. III, S. 59.

Das seinem Dunkel Salomon gewidmete „lyrische Intermezzo“ erschien im April 1823 nebst den Tragödien „Almansor“ und „Kataliff“ bei Dümmler in Berlin. Von den beiden Dramen hatte er eine ziemlich hohe Meinung. Schon am 29. October 1820 sprach er Steinmann gegenüber aus, daß „Almansor“ ein großes Aufsehen erregen werde. Am 4. Februar 1821 gesteht er demselben, daß er an seiner Tragödie kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß spare, daß sie „entzückend schöne Stellen und Scenen enthalte“, daß überall „überraschend poetische Bilder und Gedanken“ funkelten und das Ganze gleichsam „in einem zauberhaften Diamantschleier“ blitze und leuchte, daß sie aber an dem großen Fehler leide, nicht drastisch zu sein. Zuversichtlicher war er hinsichtlich des „Kataliff“ den er im Januar 1822 ohne jedes Brouillon in drei Tagen geschrieben haben will.

Im „Almansor“, der in Spanien zur Zeit der Maurenherrschaft spielt, schildert er die Liebe des Titelhelden zur schönen Zuleima, die während seiner Abwesenheit zum katholischen Glauben übergetreten und mit einem ihr verhassten Mann verlobt worden war. Almansor macht seinem Ingrimme gegen das Christenthum in sehr starken Ausfällen Luft, während Zuleima, jetzt Clara, ihrem noch immer geliebten Jugendfreund die Schönheit der katholischen Kirche in begeisterter Weise preist. Ohne Zweifel ist Mortimer's bekannte Dithyrambe in „Maria Stuart“ hier Heine's Vorbild gewesen. Almansor entführt sie und stürzt sich, als die Verfolger nahen, mit ihr in den Abgrund.

„Kataliff“ hat einen fatalistischen Hintergrund. Die Tragödie behandelt die wahnsinnige Liebe des Titelhelden zur schönen Maria, die ihm untreu geworden. Er ersticht bis auf den letzten alle Männer, mit denen sie sich zu verbinden gedenkt, dann Maria, deren Vater und endlich sich selbst.

Vom „Almansor“ sagt Heine (29. October 1820), daß es sein eigenes Selbst enthalte, seine Liebe, seinen Haß, seine ganze Berrücktheit, und vom „Kataliff“ (10. April 1823), daß eine „Hauptconfession“ in dem Gedicht liege, es sei wahr oder er selbst sei eine Lüge. Am 5. Januar 1823 schrieb er an Dümmler, der Stoff des „Almansor“ sei religiös-polemisch und betreffe Zeitinteressen. Mit kühler Berechnung griff er in die Vergangenheit Spaniens, weil er dort Verhältnisse fand, welche ihm die Lage des jüdischen Volkes zu seiner Zeit vorzubilden schienen. Die Mauren sind ihm die Juden, und Almansor ist er selbst. Hell auf lodert sein Haß gegen das Christenthum, welches nach seiner Schilderung den Mauren die Berechtigung zum Leben bestritt und sie am liebsten auf dem Scheiterhaufen sah, dessen Bekenner ihm die Geliebte raubten.

Der ganze Haß des Juden, dem durch die Gesetze eines christlichen Staates Wachsen und Gedeihen erschwert ist, glüht in diesem Stück.

Im „Ratcliff“ kommt noch ein zweites hinzu, der Haß gegen die Besitzenden. Ein socialdemokratischer Agitator der Gegenwart könnte keine bessern aufwieglerischen Worte finden als Heine sie Ratcliff in den Mund legt (II, S. 322).

„Einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Ueberflusse schwelgen,
In Sammt und Seide schimmern, Aulstern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Graham ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen raffeln,
Und stolz herabsahn auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert.“

Im Anschluß daran wird die Menschheit in zwei Hälften, in die Hungerigen und Satten, getrennt, eine Eintheilung, welche Heine noch 1854 zu dem Gedicht: „Die Wanderratten“ (II, S. 202) benutzte. Beide Stücke sind die dramatische Darstellung der leidvollen Liebesgeschichte des Dichters, in welcher nicht wenige Stellen uns an das lyrische Intermezzo erinnern. In beiden seufzen die Helden nach einer Geliebten, die einem Andern gehören soll, glühen sie vor Haß gegen den begünstigten Nebenbuhler, vernichten sie die Geliebte. In „Almansor“ tritt gegen Schluß die thierische Begier hervor, die, wie im Intermezzo (II S. 10), von der Geliebten nur den Leib haben will. „Ich will ein glücklich Thier sein,“ ruft Almansor (II, S. 298), „ja, ein Thier, — Und in des Sinnenrausches Taumel will ich — Vergessen, daß es einen Himmel gibt.“ Die Worte erinnern ganz an die wilde Begierlichkeit, welche Jaromir in Grillparzer's „Alfufräulein“ für Bertha zeigt; das Stück ist Heine gewiß nicht fremd geblieben.

Die Litteraturgeschichte ist über die beiden Lieblingskinder Heine's zur Tagesordnung übergegangen. Und mit Recht. Die großen Schönheiten im Einzelnen können über den Mangel einer dramatisch kräftigen Handlung und die Abwesenheit echter Helden nicht hinweghelfen. Der Aufbau ist durchaus verfehlt und die bilderreiche Diction fällt häufig in übertriebenen Wortschwall.

Das lyrische Intermezzo und die Tragödien fanden eine zwar freundliche, aber keineswegs begeisterte Aufnahme. Schon am 28. November 1823 fragt Heine bei Moser an, es sei wohl nirgends mehr von ihm die Rede. Barnhagen und Willibald Alexis begrüßten die neue Sammlung mit warmer Empfehlung; beide — namentlich Lexterer — tadelten

aber die sinnliche Färbung der Lieder, und Alexis warnte den Dichter, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, weil aus der Originalität leicht Manier werden könne. Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, und auch Andere fanden die schwache Seite der Lieder bald heraus. Es erschienen rührselige Parodien, welche von Originalen kaum zu unterscheiden waren. Heine war scharfsinnig genug, einzusehen, daß die allzugroße Familienähnlichkeit unter seinen Gedichten Zweifel an der Ausgiebigkeit seines Talentcs hervorrufen mußte und schrieb an Zimmermann am 10. Juni 1823: „Ich will Ihnen gern eingestehen den Hauptfehler meiner Poesieen . . . es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variationen desselben kleinen Thema's sind.“ Aber in einigen Jahren werde es sich zeigen, daß er, der bisher nur die Historien von Amor und Psyche in allerlei Gruppierungen gemalt habe, eben so gut den trojanischen Krieg darstellen könne. Trotz mancher Anläufe hat er es nicht gethan, weil er es nicht konnte. Er schuf nur Fragmente und hinterließ manchen Torso, welcher uns lebhaftes Bedauern über die Nichtvollendung einflößt.

IV.

Abschluß der Universitätsjahre.

(Mai 1823 — Juli 1825.)

Im Mai 1823 verließ Heine ohne den Doctorhut die preußische Hauptstadt. Er hatte genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß er als Jude in Preußen vorläufig zu einer sichern Stellung nicht gelangen könne. Er wollte in Paris sich litterarisch auszeichnen und dann nach berühmten Mustern in die diplomatische Laufbahn einschleichen. Aber seine geschwächte Gesundheit und die Leere seines Geldbeutels, welchen Dunkel Salomon nicht wieder füllen wollte, nöthigten ihn, im Refugium peccatorum des Vaterhauses abzuwarten, ob die Stirne des Millionairs an der Elbe sich wieder glätten werde.

Seine Eltern hatten sich inzwischen in Lüneburg niedergelassen, das dem Dichter nach dem Aufenthalt in Berlin wie ein böotisches Dorf vorkommen mußte. Seine Briefe zeigen ihn in einer höchst niedergeschlagenen Stimmung. Die Lüneburger langweilten ihn noch mehr als ihre reizlose Heide; er betrachtete alle Menschen, die nicht so dachten wie er — und das waren ohne Zweifel viele — als unerträgliche Philister, und die Juden ekelten ihn an. „Juden sind hier, wie überall“, schreibt er am 18. Juni 1823 an Moser, „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen“. Zudem begegneten sie ihm wegen seiner Theilnahme an den Reformbestrebungen der gebildeten Berliner Juden höchst feindselig, so